Haus und Welt

Unterm Lindenblütenbaum

Es war unterm Lindenblütenbaum.
Wir saßen so selig versunken.
Wir träumten der Liebe süß-sonnigen Traum
Und waren von Küssen so trunken!

Wir hatten die Welt mit ihrem Schein
Vergessen — in seligem Schweigen;
Wir schauten zum offenen Himmel hinein,
Der Himmel — er hing voller Geigen!

Er hing voller Geigen; sie tönten so süß
Und lockend wie Nachtigallenlieder.
Leis rieselte duftiger Blütenschnee
Auf unsere Glücksträume nieder.

Die Versuchung

Die ganze Wachau ist unter Blüten begraben. Ein gesegnetes Jahr steht vor der Türe. Ueberall regen sich in den Weingärten fleißige Hände, nur im Bäckerhaus von Weißenkirchen schein man zu feiern.

Da steht der Kutschwagen vor der Haustüre, und der Johann, der sonst um diese Zeit längst auf den Feldern schuftet, wartet in seinem Sonntagsstaat neben dem Gespann.

Es geht nach Melk, zu einer gerichtlichen Ladung.

Johann denkt eben daran, was dem Jungen eingefallen sein möge, daß er sich so weit vergessen konnte, die gute Frau zu bestehlen.

Da kommt Frau Sommer zur Türe heraus und treibt Johann zur Eile an; die Pferde legen sich in die Stränge und traben im schnellen Lauf am Donauufer dahin.

Schweigsam lehnt Frau Sommer im Wagen, das schimmernde Blütenmeer läßt heute ihr Gesicht nicht aufleuchten, den der Gedanke an diese abscheuliche Strafverhandlung läßt sie nicht locker.

Hatte der Junge es notwendig gehabt, so an ihr zu handeln?!

Regungen des Zorns und der Verachtung übermannten sie. Monatelang schon war sie bestohlen worden; anfangs merkte sie es kaum; als aber die Summen immer größer wurden, stand sie ratlos da, verdächtigte die Mägde, verdächtigte den und jenen, nur an den Jungen dachte sie nie.

Wieso denn auch? Er, Robert, sollte sie bestehlen, den sie als Waisenbuben ins Haus genommen, den sie mit mütterlicher Liebe umgab, dem sie jeden Wunsch von den Augen ablas und erfüllte.

Um endlich dem Dieb auf die Spur zu kommen, zeichnete sie die Geldstücke ein.

Mit Grauen dachte sie noch einmal an das Entsetzen, an die Empörung jenes Februarmorgens, als der Junge sich durch solch ein Geldstück verriet und wie dann eine große Geldsumme in einem Versteck im Holzschuppen aufgefunden wurde.

Nachdem sie lange vorher schon gegen unbekannte Diebe die Anzeige erstattet hatte, konnte sie der Mägde halber von einer Veröffentlichung des Falles nicht abstehen, sie wollte es auch nicht, denn der undankbare Missetäter hatte ausgiebige Strafe verdient.

Heute sollte die Verhandlung stattfinden.

In dem kleinen Verhandlungssaal des Bezirksgerichtes staute sich die Menge. Viele Neugierige waren gekommen, viele Schadenfrohe, die das gute Werk, das Frau Sommer an dem Jungen tat, längst mit scheelen Augen angesehen hatten.

Die arme Frau fühlte sich mit Schadenfreude übergossen, und sie sah gespannt in das Gesicht des Richters, um dem förmlich zu suggerieren „Nur los, endlich an den Missetäter heran, damit die Geschichte zu Ende kommt".

Es ging auch schon los.

Der siebzehnjährige Junge wurde von einem Landjäger hereingeführt. Scham und Schuld senkten ihm das Haupt.

Der arme Junge, was mußte der in der Haft gelitten haben!

Verflogen war in Frau Sommer alle Erbitterung, aller Zorn, sie hatte nur mehr ein Gefühl des ungeheuren Mitleids im Leib.

Ein fadenscheiniges, an den Armen abgewetztes Röcklein hüllte die unscheinbare Gestalt ein, die Haare lagen schweißklebend an der Stirne, ein paar dunkle Augen sahen krampfhaft zu Boden.

Der guten Frau fiel da eine Nacht ein, die sie nicht vergessen konnte. Ihr Sohn, ihr Konrad, hatte sich beim Baden erkältet und lag in Fieberdelirien im Bett.

Sie selbst hatte tagelang Schlaf und Ruhe geopfert, bis sie fast zusammenbrach. Da hatte der fünfzehnjährige Junge sie beiseite geschoben und sie gebeten, sich zu schonen.

Er übernahm die Nachtwachen und betreute den Sohn mit einer Zartheit, wie eine geschulte Krankenpflegerin.

Ja, der arme gute Junge hatte damals gleich ihr in Todesangst gezittert um das Leben ihres Einzigen, der nun wieder gekräftigt seinen Studien oblag.

Genau so düster, so unheimlich starr und ernst hatte er damals Wache gehalten am Bett ihres Lieblings.

Ihre Augen konnten sich nicht losmachen von der dürftigen Gestalt, die da vor dem Richter stand.

Und der Junge schien es zu fühlen, mit welcher Regung ihn Frau Sommer betrachtete, denn er hob plötzlich den Kopf, ein fragender, saugender Blick ging nach der Herrin hinüber, die gekommen war, ihm einen unauslöschlichen Makel aufzubrennen.

Unterdes begann die Verhandlung.

Als der Richter den Jungen fragte, ob er sich schuldig bekenne, schwieg er hartnäckig.

Nun kam das Zeugenverhör. Alle Zeugen überboten sich in Lob für Frau Sommer. Was für eine gute Frau sie gewesen sei, wie sie den Jungen so wie ihr eigenes Kind gehalten habe, wie sie für ihn gesorgt habe, und wie er, der Undankbare, all diese Güte so unverantwortlich mißbraucht habe.

Frau Sommer hörte ihr Lob von Dutzenden Zungen, aber ihre Gedanken weilten noch immer in den Nächten, in denen Robert so heldenhaft Nachtwachen und Opfer auf sich genommen hatte, in denen er ihre Kämpfe und Sorgen mittrug.

Vor diesen Erinnerungen verblaßte allmählich die Schuld des Jungen

Sie hatte damals seinen Opfermut, seine tätige Teilnahme hingenommen wie etwas Natürliches, Selbstverständliches, aber seine Schuld, die ließ sie ihn jetzt so furchtbar büßen.

Ein Gefühl grenzenloser Beschämung kam über sie

Ihre Augen wurden naß, und so oft sie den Blick auf den armen Jungen richtete, mußte sie denken, daß der arme Kerl in seiner schweren Kindheit genug gelitten hatte. Er war ein verstoßenes Waisenkind gewesen, das niemand im Markte wollte.

Ein Zittern flog über die Gestalt Frau Sommers und ein jähes Erschrecken, als jetzt der Richter ihren Namen rief.

Sie sollte die ganze Begebenheit nochmals schildern.

Anfangs konnte sie vor Aufregung kaum reden. Dann aber dachte sie daran, den Jungen um jeden Preis zu retten und da wurde ihre Stimme freier und heller und sie gab sich Mühe, den Armen in jeder Weise zu entlasten.

Sie erzählte von seiner traurigen Kindheit, von seinen Elends- und Hungerjahren, von den harten Eindrücken in allerfrühester Zeit, von seiner anstelligen Güte, von seinem heldenhaften Opfersinn.

Immer wärmer wurde ihre Stimme, immer reiner brach ihre verzeihende Güte durch

Die Sonne kam durch das hohe Bogenfenster in den Saal und legte ihr goldenes Licht um das Haupt der Frau, rückte dann weiter und ließ jeden Zug in dem verhärmten abgemagerten Antlitz des Knaben unbarmherzig sichtbar werden.

Und als wenn die Frau die strahlende segenspendende Wärme der Sonne in sich gesogen hätte, wurden ihre Worte immer freier, immer mitleidwerbender.

Von der selbstlosen Güte des armen Jungen erzählte sie, von seiner treuen Anhänglichkeit, von seiner mutigen Opferbereitschaft.

Sie vergaß den Richter, sie vergaß die Zeugen, sie vergaß die Zuschauer und sie dachte nicht einen Augenblick daran, was diese alle zu ihrer Wandlung sagen werden; mit leuchtenden Augen und erhobener Stimme fuhr sie fort:

„Herr Richter, daß ich den armen Jungen in meiner ersten Erregung dem Landjäger übergab, tut mir von Herzen leid; ich habe Ihnen erzählt, wie viele Nächte er meinem Kinde opferte, wie ich ihm es nicht zuletzt danke, daß Konrad heute am Leben und gesund ist. Ich denke nun allen Ernstes, daß das, was sich Robert nahm, eigentlich viel, viel zu wenig war für die aufopfernden Dienste, die er mir monatelang geleistet hat; daß er es heimlich nahm, war ein Vergehen von ihm, gewiß; aber, daß ich ihn, den unerfahrenen Jungen, so in Versuchung führte, weil ich Laden und Schränke offen ließ, vor ihm, dem armen Waisenknaben, der sich sicherlich um seine Zukunft sorgte, im Falle mir was geschehen würde, das war meine Schuld und ich finde, Herr Richter, sie ist viel, viel größer als seine. Ich hätte ihn vor allen Abwegen behüten sollen, ich — ich führte ihn aber in Versuchung."

In innigen, bittendem Tone hatte sie die Worte vorgebracht und dabei den Richter mit flehenden Augen angesehen.

Ein Aufatmen ging durch den Saal.

Immer noch wob die Sonne einen Strahlenkranz um das Haupt der gütigen Frau, als der Richter sie fragte.

„Gut, Frau Sommer, Ihre Gesinnung ehrt Sie. Aber was soll nun aus dem Jungen werden, wenn ich ihn hier entlasse?"

Da faltete die Frau in tiefer Ergriffenheit die Hände und sagte: „Herr Richter, ich will ihn wieder zu mir nehmen. Ich will ihn behüten wie meinen eigenen Sohn, und Robert wird sicherlich sein Leben lang nicht vergessen, daß meine Dankbarkeit ihn vor Schlimmem bewahrt hat."

Der Richter war von solch reinem Menschtum bezwungen und der Junge durfte an der Hand Frau Sommers ins Leben zurückkehren.

Graf de Salas Krankheit

Von Gösta Segecrantz.

Wenn man vom Opernplatz in Paris nach links abbiegt und in die viel besungene Rue de la Paix eintritt, bleibt man bald ganz bezaubert vor der Firma Lalique mit ihrer großen Auslage von Perlen und Juwelen stehen. Es tut einem fast weh in den Augen von all den funkelnden Schätzen, die dem Fremden auf dem grauen Samt entgegenstrahlen. Smaragde, grün wie Katzenaugen, Rubinen, die an Blutstropfen erinnern, nachtschwarze Onyxsteine mit Brillanten — man fängt wohl gleichzeitig einen Blick aus lachenden Mädchenaugen auf und zieht unwillkürlich einen Vergleich — Diamanten, klar wie Wassertropfen — all das findet sich im Schaufenster der Maison Lalique. Nicht aber sieht man die modernen Sicherheitsvorrichtungen im Laden und außerhalb. Du siehst nicht, daß die Pflastersteine, auf denen du stehst, bei einem leisen Druck auf einen Knopf unter dem Ladentisch plötzlich unter deinen Füßen verschwinden können, wobei du selbst unversehens in eine vergitterte Grube hinabfällst und wie der Fuchs in der Falle gefangen bist. Auch wäre es nicht ratsam, bei den Glasschaukästen einen Eingriffsversuch zu machen — zehnfache geniale Sicherungen warten begehrlich auf die Herren Juwelendiebe.

All das wußte Graf Raoul de Sala und deshalb bediente er sich der List und nicht der Gewalt. Vor kurzem geschah folgendes.

Eines Tages um 2 Uhr nachmittags, als der Verkehr auf der Straße der Juwelen und Moden wie ein aufgewühltes Meer brauste, sauste eine elegante Limousine am Hause Lalique vor. Der Chef wirft einen Blick durchs Fenster und beobachtet, wie ein junger Gentleman in untadeligem Prince-of-Wales-Dreß — hellen Gamaschen, Monokel — aus dem Kupee steigt. Der distinguierte junge Mann studiert einige Sekunden lang die Schätze des Schaufensters, dann nähert er sich der Tür des Juwelierladens; auf einen Wink von M. Lalique fliegt sie auf.

Er wird von der jüngsten und schönsten Verkäuferin des Hauses empfangen — M. Lalique weiß aus Erfahrung, daß die jungen Pariser Dandys bedeutend lieber ihre Geldtasche öffnen, wenn sie von Mademoiselle Yvonne bedient werden.

Monsieur wünscht?

Monsieur läßt sich blasiert in einen Fauteuil sinken. Mit ... Geste streckt er die eine Hand nach Mademoiselle aus.

Mein Manschettenknopf ist entzwei gegangen. Ich möchte.. schon ein Fach herausgezogen, die teuersten Knöpfe werden vor ihm ausgebreitet. Monsieur lacht — ein Lachen, das ebenso milde ist wie seine ganze Erscheinung.

Wählen Sie selbst, Petite, sagt er und kneift Yvonne scherzhaft ins Ohrläppchen. Mademoiselle zeigt ihm das teuerste Paar — 6000 Franken — kleine Perlen in Platin — Monsieur nickt, und die junge Verkäuferin befreit ihn mit leisen streichelnden Handbewegungen von dem „kranken" Knopf und steckt die neuen Knöpfe ein. Voila, monsieur! Ihr Mund ist kirschrot, lockend, halb offen.

Merci, mademoiselle. Monsieur erhebt sich vom Stuhl — lassen Sie bitte die alten reparieren, vielleicht kann ich sie morgen holen, wenn ich vorbeifahre? Uebermorgen — bien! Er zieht das Taschenbuch heraus, Mademoiselle und M. Lalique — dieser heimlich — beobachten, daß es mit Tausend-Franken-Scheinen gespickt ist, und dann bezahlt Monsieur die 6000 und legt eine Visitenkarte auf den Tisch:

Le comte Raoul de Sala,
114 Champs Elysees.

Yvonnes Lachen wird noch süßer, M. Laliques Rücken noch krummer. — Danke, Herr Graf! Tausend Dank, Herr Graf. Sollen wir Ihnen die Knöpfe wirklich nicht ins Haus schicken? — So ja — au revoir, monsieur le comte.

Der Graf tritt durch eine Flut von Lachen und Verbeugungen auf die Straße. Das wappengeschmückte Auto verschwindet.

Zwei Stunden später hält eine charmante Viktoria, mit zwei schneidigen Vollblut-Berbern bespannt, vor der Maison Lalique. Der Diener auf dem Bock springt herab und hilft ehrerbietig einer alten weißhaarigen Dame aus dem Wagen. Auf einen Ebenholzstock gestützt, tritt sie in den Laden.

In höchster Erregung bittet sie, den Chef der Firma sprechen zu dürfen — unter vier Augen! Monsieur Lalique bittet sie ebenso höflich wie neugierig, in ein Privatzimmer zu treten. Hier wirft sich die alte Dame in einen Stuhl, sie sieht aus, als könnte sie jeden Augenblick einen hysterischen Anfall bekommen — M. Lalique klingelt nach Riechsalz — endlich kommt sie mit ihrem Anliegen heraus:

Was hat er gestohlen? — O, Monsieur, mein Sohn — Graf de Sala — ich weiß, er war um 2 Uhr hier, nahm er etwas mit? Ich bin die Gräfin de Sala, seine unglückliche Mutter. Wissen Sie, Monsieur, mein Sohn leidet an Kleptomanie — unheilbarer Kleptomanie.

M. Lalique stürzt in den Laden. Zusammen mit seiner ersten Kraft stellt er eine peinliche Untersuchung an. Nein — nichts fehlt — leider, denkt der Juwelier.

Die Gräfin verneigt sich — Gott sei Dank — aber wenn — falls der junge Graf Mittwoch wiederkommt, wenn er dann etwas nehmen sollte, so möchte doch M. Lalique um des Himmels willen keinen Skandal erregen; sie, die Mutter, Gräfin de Sala, würde natürlich gern sofort alles ersetzen, was sich der Graf Raoul unter Umständen aneignen würde! — — Monsieur Lalique lächelt. Er versteht den Fall sehr gut — wer kennt nicht das Vermögen der Familie de Sala — denkt er.

O, Sie ahnen nicht, wie durchtrieben mein Sohn ist, erklärte die Gräfin, er ist geschickter als — — als — — sie schluchzt; können Sie sich das denken, Monsieur, seine Kleptomanie ist vollkommen sinnlos; gestern nahm er bei einem Diner ein Paar silberne Gabeln — und vor einigen Tagen verbrannte er den neuen Hut seiner Verlobten — — ganz sinnlos, Monsieur — — und leider unheilbar — — Der Juwelier tröstet sie nach bestem Vermögen, begleitet sie auf den Fußsteig, versichert, daß sie nichts zu befürchten brauche — —

Am Mittwoch herrscht große Spannung in dem eleganten Juwelierladen. Am Tage vorher hat Monsieur Lalique die wertvollsten Auskünfte über Mutter und Sohn de Sala eingezogen. Und das Auskunftsbureau hat ihm mitgeteilt, daß die Mutter den Palast an den Champs Elisees besitzt, außerdem drei Schlösser in der Provinz und ein Vermögen — o la la! — Monsieur Lalique hat den Empfang des Grafen schon vorbereitet, und eine Kollektion der teuersten Schmuckstücke liegt zur Hand. Daß die Bedienung, das heißt die erste Kraft und Mademoiselle Yvonne instruiert sind, versteht sich von selbst. Monsieur Lalique reibt sich die Hände — möchte der junge Graf jetzt nur ordentlich zugreifen! denkt er. —

Kurz vor 5 Uhr langt Graf de Sala an. Im selben Auto wie zuletzt. Und zusammen mit ihm tritt eine junge bezaubernde Dame in den Laden. Nonchalant sinken sie beide in die violetten Fauteuils. Nachdem der Graf die reparierten Manschettenknöpfe eingesteckt hat, wünscht er einige Colliers anzusehen. Er möchte seiner Verlobten ein Geschenk machen: heute sei ihr Geburtstag. M. Lalique strahlt und legt die teuersten Perlenhalsbänder vor, die das Haus besitzt. Schließlich entscheidet sich der Graf für eine Kette matter Perlen im Werte

von 450 000 Franken. Die Braut steckt das Etui in ihre Tasche, und Graf Raoul de Sala schreibt einen Scheck auf den Betrag aus. M. Lalique ist im siebenten Himmel. Er hat sich schon gestern telephonisch vergewissert, daß M. le comte ein Konto von 4 Millionen im Credit Lyonnais hat — und der Scheck trägt auch den Namen dieser Bank.

Das junge Paar geht, blasiert, mit herablassendem Nicken.

Es ist doch verflucht schade, daß er nichts geklemmt hat! — sagte der Juwelier zu seinem ersten Verkäufer.

Nichts geklemmt! brach dieser erstaunt aus. Gewiß hat er das! Haben Sie denn nicht gesehen, M. Lalique, daß er übrigens sehr geschickt, ein Zigarettenetui aus Gold aus dem Glaskasten dort kleptomanierte!

Wirklich! Sie haben doch schärfere Augen als ich, Albert. Ich möchte doch dieser Bagatelle wegen nicht die Mutter belästigen — nicht wahr, Albert — wir verdienen doch 200 000 am Collier — und dann — — — übrigens tut mir die alte Dame leid — sie sah sehr fein und vornehm aus. — — —

Leider sind wir nicht im Laden der Maison Lalique gewesen, als der Inhaber am nächsten Vormittag entdeckte, daß der Scheck auf die 450 000 Franken gefälscht war! In den Champs Elysees 14 existierte freilich eine steinreiche Gräfin de Sala mit ihrem Sohn, aber sie selbst befand sich an der Riviera und der Graf Raoul hatte niemals an Kleptomanie gelitten, er machte gerade eine Fuchsjagd in Schottland mit, und sein Namenszug hatte eine ganz anders aussehende Schnörkelei und zwei Punkte als der des falschen Grafen de Sala oder des Herrn, der eines Tages im März den berühmten Juwelier mit seinem Besuch beehrte. (Autorisierte Uebertragung von Heinrich Goebel.)

Der Bucklige

Die Bürger der mauerstarken Reichsstadt gingen dem Buckligen sonst aus dem Wege. Spaßmacher, die alljährlich ihre Künste an Sommerabenden auf den Straßen der Stadt zeigten, hatten ihn vor Jahren als Findelkind zurückgelassen und waren seitdem nicht wieder in die Stadt gekommen.

Bei einer alten Frau am Stadttor war der bucklige Knabe aufgewachsen. Dann kam er zum Töpfer Lebelang in die Lehre.

Meister Lebelang hatte einen heimlichen Groll auf den Knaben, obwohl all dessen Arbeit gelang. Die Töpferscheibe sauste wie der Wind unter seinen Händen. Zierliche Gefäße erwuchsen. Besser und schöner noch, als er es, der Meister ihm gezeigt hatte.

Und Lebelangs Weib war vernarrt in den Lehrbuben. Sie stellte ihm heimlich manches Gericht gutes Essen in seine Bodenkammer. Aber der Bucklige wollte nicht auf die Erweisungen achthaben. Da warf die Meisterin eines Tages mit einem Scheit Holz nach ihm. Wochenlang lief der Lehrbube mit blauem Auge.

Weiter rollten die Jahre.

Der Bucklige blieb Zwerg, blieb Töpfer in der alten Reichsstadt. Meister Lebelang wurde an einem nassen Oktobertag unter die Erde gesenkt. Sein Weib legte bald das Trauergewand in die Truhe; saß manchmal beim Buckligen und erzählte ihm. Sie wußte genau, wer fremd ins Städtchen gekommen, wen die Stadtwache als Nachtschwärmer in Haft geführt und was sonst an Neuigkeiten in der Nachbarschaft geschehen war.

Das alles hörte der Bucklige nur scheinbar.

„Seht, Frau Meisterin, eine Vitrine!"

„Was kümmern mich deine Vitrinen, Lausbub!"

Wollte gehen, blieb in der Tür stehen, kehrte wieder zurück und streichelte dem Buckligen die Backen, sprach dabei: „Will man sich denn nicht einmal selbst eine Töpferei aufmachen? Das Geschäft ist lohnend, hart klingen die Reichstaler im ledernen Beutel. Und dann ein Weib am warmen Herd sitzen haben, hihi."

Da nahm Frau Meisterin des Buckligen Kopf zwischen ihre Hände: „Tumber Knecht, der du bist, das Glück liegt auf dem Marktplatz. Du bist töricht, siehst du es nicht am hellen Tage liegen? Trampelst immer mit deinen schmutzigen Tonstiefeln darauf herum. Hihi. Meinst du denn, daß das Glück auf dich wartet, tu einmal deine Schürze ab. Bub, komm zu mir ins Zimmer; ich will dir etwas vom Geschäft erzählen. Wirst du es benötigen können." — „Noch eine Vitrine, Frau Meisterin. Der Bürgermeister wird Spaß an meinem Werk haben."

„Wenn du nicht kommen willst, dann..." Sie ging zur Tür und warf diese hinter sich zu, das alte Haus wackelte. Die Spinnen wurden wach darüber. Der Bucklige lachte in sich hinein: „Frau Aventure," sagte er laut zu sich: „Madame Putiphar!"

Die Töpferwerkstätte lag zur Rosenkranzgasse hinaus. Es gingen wenig Schritte am Tage hindurch.

Frauensprechen kam näher. Der Bucklige hielt die Töpferscheibe an, stellte sich auf einen Holzklotz und starrte durch die staubigen Scheiben: Lisetta ging vorüber mit einer Jugendgespielin.

„Lisetta" — er sprach den Namen der Senatorstochter laut hinterher. Sie schien ihm verheißungsvoller als das Paradies, wovon in der Messe gesprochen wurde.

„Bist doch ein elender Kerl, du Töpfer, mit deiner schmierigen Tonschürze. Und wenn dich deine Scheibe bis zu des Kaisers Thron drehte, sie würde doch lieber einen gerade gewachsenen Bedienten nehmen, als einen buckligen Kaiser."

Er stand noch hinsinnend am Fenster. Die Meisterin Lebelang kam wieder herein und machte eine Bestellung. Schalt giftig los: „Was stehst du da und gaffst der hochnäsigen Lisetta nach. Schön ist sie ja, aber einen Buckligen nimmt sie doch nicht."

Damit ging sie abermals zur Tür hinaus.

Er nahm einen verbrannten Topf und warf ihn hinterdrein. Die Tür ging wieder auf und die Meisterin steckte den Kopf herein.

Bleichen Gesichts schrie der Bucklige: „Und ein so häßliches Weib, wie ihr es seid, würde selbst nicht einer nehmen, der zwei Buckel mit sich herumtragen müßte."

Wieder zitterte das Haus. — Der Bucklige wähnte nun, daß er seiner Arbeitsstelle verwiesen würde.

Tagsüber kam die Witwe nicht mehr in die Werkstätte. Es stand auch kein besonderer Bissen in der Dachkammer.

In die rotweißen Kissen stammelte der Bucklige den Namen „Lisettta". Schlug sich die Faust vor die Stirn: „Du Jammergestalt, du Buckel, du!" Weinte in die Stunden der Dunkelheit hinein. Schöne Frauen spiegelten sich in seiner Seele wieder; Madonnengesichter, verträumte Hirtenmädchen und stolze Bürgerfrauen. Eine Sternschnuppe sauste zur Erde: „Lisetta" sprach er zum Dachfenster hinaus. Die Giebeldächer waren üppig voll Mondsilber. Er betete Lisetta an. Dann schlief er ein.

Und wieder war eine Jahrwende ins Meer der Unendlichkeit geflossen. Dem Frühling, der draußen vor dem Stadttore lachte, war bald ein linder Sommer gefolgt.

Die Trinkzelte zum Armbrustschießen wurden wieder von fleißigen Händen errichtet. Pfähle rammten klobige Fäuste in die schwarze Erde. Die Buben lagen schon in der ganzen Woche auf dem Festplatz, schauten zu, schleppten dienstfertig Geräte herbei. Die alte Reichsstadt lebte auf. Es war wie ein Traum für die Frauen und Mädchen, für Männer und Jünglinge. — Schwarzbraunes Bier floß am Festtag aus klobigen Fässern in massige Steinkrüge. Lustig flatterten Wimpel, Girlanden und Fahnen. Blechmusik rasselte. Die Jugend tollte im Spiel auf grünen Wiesen. Spaßmacher schlichen sich, pritschenschlagend, durch die Zeltreihen. Bettler hatten Erntetag. Auf dem Heimwege standen in der alten, winkligen Stadt die Paare verschwiegen. Heiße Lippen glühten durch dunkle Nacht.

Zum Vogelschießen waren die Männer hinausgezogen. Der Armbrusterkönig trug eine schwere Kette um den Hals, denn er hatte im vergangenen Jahre das letzte Stück vom hölzernen Adler abgeschossen. Der Bucklige marschierte hinter dem Zuge drein.

„Tsching, tsching bum bum", schlug die Kapelle.

Frauen warfen Blumen auf die Schützen. Die Buben winkten mit ihren Kappen. Der Reihe nach begann später das Armbrustschießen. Atemlos stand die Volksmenge.

Jubelte, wenn ein Stück vom hölzernen Vogel absplitterte.

Die Musik lebte mit dem Jubel auf.

Ein winziger Gastwirt hatte am Schluß des Schießens den Buckligen hervorgezogen; der sträubte sich erst, weil alles lachte.

„Seht da, der Bucklige will Schützenkönig werden!"

Doch der Bucklige faßte Mut und zog fest die Armbrust ein, der Bogen entstraffte sich, der Bolzen flog — pom — — das letzte Stück vom hölzernen Vogel fiel herab.

Wieder Jubel und Tusch.

Der Bucklige war Schützenkönig! Und es war Sitte, daß sich der Schützenkönig die schönste Tochter der Armbruster aussuchen konnte, mit der er allein einen Tanz auf der Festwiese machen durfte. Die Spaßmacher neckten den Buckligen.

Auf den Bänken ringsum saßen die Bürger.

Ein Bläsertusch: der Tanz für den Schützenkönig!

Mit der schweren Kette geziert trat der Bucklige auf den Plan: er war einen Augenblick erst verschüchtert; sah dann Lisetta ganz vorn in einer Reihe sitzen, ging auf sie zu und bat sie zum Tanz. Lisetta drehte sich herum und dankte lässig.

Der Bucklige wurde bleich.

Die Nachbarn gaben Lisetta gute Worte, schalten sogar.

Sie schrie auf wie vom Teufel besessen: „Mit einem buckligen Schützenkönig tanze ich nicht!"

Wieder Lachen und Juhurufe.

Der Bucklige nahm die Kette ab, warf sie auf den Rasen und verschwand in der Runde. Mit Gewalt hatte er sich einen Weg durch die Menge gebahnt.

Die Buben liefen hinter ihm her und hänselten ihn.

Kam am stillen Sonntagnachmittag in seine Giebelstube.

Lisetta tat ihm weh; er weinte wie ein verlassenes Kind — und dennoch „Lisetta". Die Meisterin klopfte an die Tür und

steckte den Kopf herein: „Nun habt ihr euch bei der vornehmen Senatorstochter den Korb geholt? Ich sagte es doch ja immer.“

„Und Lisetta ist doch hübscher als ihr, alte Mäusehex. Laßt mich in Frieden endlich!“ Ging bei Dunkelheit auf Umwegen zum Festplatz, sah, wie sich Lisetta mit anderen vergnügte.

Ihm schwindelte vor den Augen.

Ging wieder heimwärts und stierte in die Nacht in seiner Dachkammer. Packte am anderen Morgen sein Bündel: „Ich wandere, Frau Meisterin, gehabt euch wohl. Vielleicht pfeifen euch die Spatzen einen anderen Mann herbei.“

„Geht in Gottes Namen, ihr krummer, undankbarer Buckel.“

Schlug ihm die Tür zu.

Fremd war er in der Welt.

Und dann ging er zur Stadt hinaus.

Trug sein Liebesleid verschlossen durch Dörfer und Städte.

Nie kam wieder Kunde von ihm...

Ich lese im Grand Hotel

Von Klabund.

Als ich den liebenswürdigen Direktor des Grand Hotel du Parc meine Absicht mitteilte, in seinem erstklassigen Etablissement einen dito Vortragsabend zu geben, ist er sofort damit einverstanden. „Wir haben viele deutsche Gäste Ein er- und belesenes Publikum. Sehen Sie den Herrn im grauen Gehrock? Das ist Gerhart Hauptmann. Und neben ihm der kleine, bewegliche Herr? Das ist Herr Konzertmeister d'Albert.“ „Halten Sie ein,“ rief ich, „mir wird schwindlig vor so viel Größe. Jetzt fehlt mir noch Samson-Körner und ich bin k. o.“ „Und wieviel Entritt könnte man erheben?“ Ich dachte an meine ramponierten Finanzen. Der Herr Direktor lächelte großzügig: „Unter fünf Franken kommt bei uns keiner.“

Als ich abends um 8½ Uhr in einem von Hermann Hesse geborgten Smoking die Halle betrete, schießt der Direktor an mir vorbei: „Sie hätten nicht kommen müssen. Bei dem herrlichen Sommerwetter sind unsere Gäste alle ausgegangen. Speziell die Deutschen schwärmen für Glyzinenduft im Mondschein. Ich gebe Ihnen einen Typ. Lesen Sie bei Vollmond auf einem Dampfer die Liebeslieder der orientalischen Bajuvarin, wie heißt sie doch gleich? Ah: Mirzl Schaffy. — Sie werden einen Bombenerfolg haben. Aber a propos: Sehen Sie in den Salon, vielleicht erwischen Sie noch ein paar Nabobs . . .“ Er schoß zum Eingang, wo ein Auto hupte und die schrille Glocke „Arrivee“ verkündete.

Erhobenen Hauptes schritt ich in den Salon. In einer Ecke saß eine uralte Dame und strickte. Sonst war niemand da. Die Dame war halb taub. Sie hatte ein Hörrohr mit einem langen Schlauch neben sich liegen. Und ich trat auf die Dame zu, verneigte mich so grandhotelmäßig wie ich nur vermochte, und begann, mit Anstand und entsprechendem Gefühl, meine Verse zu rezitieren. Die Dame hatte die Stricknadeln sinken lassen und das Hörrohr erhoben. Wie die Zigeuner ihren Zuhörern ins Ohr hineingeigen, so brachte ich meinem Mund dicht an das Hörrohr und schmetterte meine Weisen der alten Dame ins dürre Trommelfell.

„Du hast die Sonne durch dein Aug' berückt,
„Daß sie die goldnen Strahlen helle zückt,“

schrie ich, und

„Soll ich kleine Lieder singen?“

„Ja“, nickte sie schwermütig, „ja, ja.“

Im Hintergrund spielten vier Herren Poker. An der Tür stand der kleine Liftboy und lauschte gespannt.

Eine halbe Stunde schrie ich der alten, tauben Dame meine Verse ins Ohr.

Ich endete.

Sie ließ das Hörrohr sinken und hob wieder die Stricknadeln:

„Wie schön Sie singen! Was für einen prächtigen Tenor Sie haben! Bei wem sind Sie ausgebildet?“

Am Ausgang stellte mich der Liftboy:

„Haben Sie das alles selbst gemacht?“

Seine großen, blauen Kinderaugen sahen mich verwundert an.

Ich mußte seine Frage bejahen.

Da griff er in die Seitentasche seines roten Kamisols und steckte mir einen Franken in die Hand.

„Wissen Sie: Sie hätten bei der Table d'Hotel rezitieren müssen. Da wäre Ihnen niemand ausgekommen, niemand. Alle hätten zahlen müssen, wenn Sie mit einem Teller sammeln gegangen wären. Ich rate Ihnen überhaupt: Nehmen Sie niemals Entree, da kommt niemand, sammeln Sie immer. Dann verdienen Sie etwas. Oder verkaufen Sie Postkarten mit Ihrem Bild.“

Die alte Dame hatte sich erhoben. Sie schaut zum Lift. Der Liftboy salutierte. Vom Concierge mit einem verachtungsvollen Blick bedacht, verließ ich durch die Drehtür das Grand-Hotel.

Aufatmend blieb ich unter den Palmen stehen und sah auf den See hinab. Die Grillen zirpten. Die Wellen schlugen ganz leise an den Strand. Irgendwo schlug eine Nachtigall. Oder war es mein Herz?

Sein Pech

Als Chalumot nach Hause kam, hatte seine Frau Selbstmord begangen. Ein hübsches Häufchen von Zündhölzchen, die auf dem Nachttische lagen, und von denen der Schwefel mit einer Engelsgeduld abgeschabt worden war, zeugten davon, daß Frau Chalumot sich vergiftet hatte. Im Grunde war diese Dame gar nicht lebensmüde gewesen, aber sie hatte sehr viel Charakter besessen: sie hatte nämlich tausendmal versichert, daß . . . sie schon alles satt hätte . . . so daß sie sich schließlich verpflichtet gefühlt hatte, es wenigstens auch einmal zu beweisen.

Man hat schon oft festgestellt, daß der wirklich tiefe Schmerz keine Worte findet. Das war wohl auch hier der Fall. Chalumot stieß keine leisen, unartikulierten Laute aus, denn gerade die brennendsten Schmerzen halten den Alltagssorgen nicht stand. Zwei Minuten später, als er das Speisezimmer betrat, gewahrte er den gedeckten Tisch, und ihm fielen ganz entgegengesetzte Dinge ein. „Guter Gott, guter Gott, was soll ich jetzt anfangen? Ich habe doch Lamberts für morgen abend zu Tisch gebeten.“

Dann ging er, um einen Schutzmann zu holen. Die Schwierigkeit, die ihm die Frage verursachte, wie er dem Wachtmeister Nr. 140 vom neunten Bezirk die Neuigkeit melden sollte, ließ ihn erst die Größe des Unglücks fühlen, das ihn betroffen hatte. Er war unschlüssig. Sollte er sagen: „Es ist schrecklich, Herr Wachtmeister, es ist fürchterlich . . . Meine teure Gemahlin . . .!“ Oder lieber: „Bitte sehr, Herr Wachtmeister, Frau Chalumot, geborene Laurent, hat sich soeben getötet . . .“ Da er nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, begnügte er sich damit, dem Schutzmann ein Zeichen zu geben, ihm zu folgen.

Der Vertreter der öffentlichen Gewalt übersah das Zimmer mit einem raschen Blick, ließ sich in einen Sessel nieder und stellte nach langem Schweigen fest: „Diese Frau ist tot.“

Es war wohl notwendig, Nummer 140 vom neunten Bezirk den Tatsachen etwas näher zu bringen. Chalumot suchte nach einem kurzen Satz und murmelte nach einigem Nachdenken: „. . . . vergiftet . . .“ Der Wachtmeister erhob sich. „Sie hat sich vergiftet, sagen Sie? Dann muß ich den Kommissar benachrichtigen, wegen der Formalitäten . . .“ Damit wollte er sich entfernen. Vor dem Nachttischchen blieb er stehen. „Hm, hm . .“ sagte er und blickte auf das Häufchen der geköpften Zündhölzchen.

„Was ist denn noch?“

„Mit diesen Zündhölzchen hat sie sich vergiftet?“

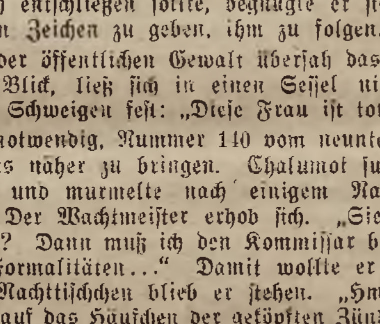
„Ja,“ beteuerte Chalumot.

„So? Dann bin ich gezwungen, mit Ihnen ein Protokoll aufzunehmen.“

„Wie . . . . ???“

„Nun ja, das sind doch geschmuggelte Zündhölzchen. Ihre Frau hat sich mit geschmuggelten „Schweden“ vergiftet. Das wird Sie einige hundert Franks kosten.“

„O, die Unglückselige! O, die Arme! Was ich für ein Pech habe! Hätte sie sich nicht wenigstens mit Regiezündhölzchen vergiften können? . . . .“



„Um Gottes willen, Karlchen, was ist denn bei euch passiert?“

„Mutti lernt jetzt fliegen, und da ist sie mit dem Flugzeug in unser Haus gefallen.“

„Ja, ja — des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Flug reißt sie nieder.“